

Die geheime Verlobung.

Die beste Freundin der Frau Ritsch hat eine erfreuliche Mitteilung zu machen. — Wie Frauenfreundschaft sich behält.

Mißer Götter!

Sie kennen doch die Mißes Meyer, Mißer Götter? Ich mein die Mißes Meyer an der Gd, das heißt, sie wohnt schon lange nimmer da, anwoer sie woer immer noch so gefallt. Ich hen sie schon öfter emol in Meine Correspondenz-Letters gement-schert. Well, die Mißes Meyer hot auch e Tochter un e Jahress wenigstens, gut un gern unner Brüder noch nit ganz neinejwanzig un e dreier-tel. Well, die Mißes Meyer un ihre Tochter war'n gestern bei uns. Ich hen ge-häppnet, derheim zu sein, weil nämlich Mei großer Jch nit so ganz in Meppel-Order war.

Ich hen auch leider grad in dem Zimmer gefohe, wo die Mißes Meyer un die Miß Meyer ereigeführt woen sein un des is so plötzlich gefimme, daß es je spät war, un e Fluchtwort such zu riske, weil Jch doch wahrscheinlich vum Gnehm (Ich mein die Meyerische Weisheit) abgetrennt woen war. Ich sein also dagelomme.

Ich hen glei, wie die Weisheit ereigefimme, an ihre vergnügte, hochmüthige un boshaft triumphierende Miene gesehe, daß sie der Alti ergens was Unangenehmes mitgetheilt hawwe, das heit ergens was, wo der Alti unange-nehm is, also was Angenehmes vor sie, die Meyer-Weisheit selber. Da-berin besteht nämlich unner Weisheit die wahre, echte Freundschaft, daß sie über alles Unangenehme, was zu die Freindinnen häppent, sich freue un daß sie sich über nit so ärgern, als wann die Freindin was Gutes zu ri-borte hot, wo zu ihr gepäppent is. Wann zwei Läch-Freinds sich unner-halte, da kann e Mann, wo sich uff den Ton der Rede un uff de Gesichtsschnitt verheißt, immer so was eraus höre, was dem fächerlichte daß viel mehr gleichsieht, als der Freindschipp.

Also, wie die Mißes Meyer un die Miß Meyer ereigimme, da hawwe die Alti un die Maud sie abgeschmakt, daß mer's drei Häufer weit hot bösen könne. Die Alti hot g'sagt: „No, anwoer so e Freud! Grad de Kugelblid hen wir noch von Jhne gefallt un ich hen ge-sagt, Sie wär'n so lang nit dageweise, un ich wär ornlich böse, wann Sie jeh nit bald kimme thät.“ (In Wahrheit hot die Alti gefagt gehatt: „Wann nur heint lei Kompeni kimm, weil des Freislein — des is die Dreßmäterinn — da is.“)

Dann hat die Mißes Meyer gefagt, sie hätt sich schon die ganze Zeit so nach der Alti gefehnt un heint hätt sie ge-sagt: „Heint müsse mit emol bi.“

Dann hat die Alti gefagt, die Vä-dies thät so gut aussehe, namentlich die Annie (des is der Mißes Meyer ihr Tochter). So jugendlich thät sie aussehe, so frisch, werlich reißend — die Annie müßt doch jeh schon zwei-unddreißig sei.

Anwoer Mißes Meyer,“ segt die Alti, „Sie wisse doch, daß die Annie drei Jahr jünger is, wie die Maud.“ „Die Maud is jeh 23,“ sagt die Alti.

„Alti,“ sag Jch, „diesmal machst Du e Mistäth, die Maud is doch — no, was treiff De Mich nu uff de Fuß? Die Alti hat Mir nämlich unner'm Parlorhäbel ein Rid uff Mein Fuß sprunge, daß Jch hätt in die Luft springe könne.“

Die Alti hot Mir en fürchterliche Blid zugeworfen un dann schnell die Red uff was Anneres gebracht. „Legs Sie doch ab, liebe Freindin, un liebes Kennelche (des liebes Kennelche wiegt hundertfünfzig Pfund) — ach, was e reizender einzünderberhut, werlich süß — hawwe Sie den nit schon voriges Jahr gehatt? Ich hen so ein gesehe in eme Showcas, das is e Bißle bessere Feder un bessere Qualität Bel-del vor vier Dollars un neinzig.“

Uff die Weis is des Geplänkel e ganze Weil hin un her gegange un die vier gute Freindinne hawwe sich mit die süßeste Miene die größte Bos-heite gefagt, anwoer der Mißes Meyer hen Jch immer agesehe, daß sie noch en Haupt-schlagler im Hinnerhalt hot. Ich hen bloß druff gewart, daß die Bomb placht. Sunst hätt Jch Mich nämlich schon längst unner ergend eme Vorward gedruht.

„Na, liebe Maud,“ segt jeh die Mißes Meyer, „kann mer dann immer noch nit kongratulieren? Ich begreif gar nit, so e hübsches Mädche un so reich — un so fürchterlich all bist ja auch noch nit, natürlich e divorte Wittib mit eme Kind, des is nit je-dem Mann jeit Sach un —“

„Ma,“ segt jeh die Miß Meyer, „Ma, daß Du nit verräthst! Ma, ich laaf weg, wann Du e Wort segst.“ Un da derbei is die Miß Meyer holt-

selbst ertrüflet un hat ihr Gesicht in ihre Hand verstedt.

„Ach Du süßes, kleines Gänse,“ segt die Mißes Meyer. „Sie is noch so unschuldig,“ segt sie, an die Alti gerichtet, derzu: „Der Mißes Ritsch derse Wir's anvertraue — es is Un-ter beste Freindin — die segt nit weiter.“ „Ma, es weiß es noch lei Mensch,“ segt die Miß Meyer.

„Also, Mißes Ritsch un Maud, un de Mißer Ritsch muß auch sei Ehr-nwort gewise — denn es weiß es noch lei Menschen-seel — es soll nämlich vor-läufig noch nit bekannt woen, also — des Kennelche is ingänscht, des heißt so gut wie — ach Jch bin so glücklich. Dabei hot die Mißes Meyer die Alti unarmt un dann hot mitaus War-nung erst die Mißes Meyer un dann des Kennelche Mir en Ruß gezeigwe un dann hawwe die Alti un die Maud gefagt, wie sie sich freue thät, un daß ihne des lieber wär, als wann ihne Jemand tausend Dollars geschenkt hätt, anwoer sie, die Meyers, sollte nur un Gottes Wille druff bringe, daß der Bräutigam es poblit mache thät, dann die Männer wär nit zu traue un mer thät so viel lese vun gebrochene Breaches of Promises un verlagte Eirathsverrechnungsprozesse un so Sache un des süße Kennelche soll sich doch ja die Brief uffhebe, wo er schreibi, damit sie später en Beweis hätt, un dann wege der Vermögens-verhältnisse, un dann, ob dann die Meyers sich auch genügend erlundigt hätte, ob es nit so Einer wär, wo e doppeltes Lebe führen thät, vun dem aus dann austört, daß er in sinwe annerer Zitties verheiratete Fraue mit je sinwe Kinner hat un so weiter.“

No, es wär Alles all reit, er hätt e gute Posschen un Geld uff der Bant, bloß er wollt's jeh noch nit poblit hawwe un deswege thät sie auch de Name nit sage, denn sie hätte ihm dabruß des Ehrenwort gezeigwe, des heißt bei der Alti, of course, da könnt mer e Ausnahm mache, dann so e gute alte Freindin könnt mer ja fast zu der Familie reche — also, aber äbsoluti derst des nit aus'm Zimmer eraus, un der Mißer Ritsch müßt noch emol sei Ehrenwort gewise — es wär dem Knödelsepp sei Kellester.

„Oh, Mei süßer Joch, Mei Emie-tie,“ segt des Kennelche mit eme ver-ekklarte Blid.

Jeh hen Jch's jeh nimmer aushalte könne. Jch hen kongratulirt un sein enaus.

Die Meyers sein unnerigens nimmer lang gelimwe. Zwoe Minute druff war'n sie fort.

Raum war'n sie bei der Thür drau-ße, da hawwe ohne weitere Verabredung die Alti un die Maud sich in der aller größte Horri gedreht — (wann die Fraue werlich schnell fort wolke un der Mann nit grad uff sie wart', da könne sie sich jeh schnell dresse) un sein fort, un Jch hen Mich beseht, um Jhne die Neugigkeit zu schreibe. Sie könne verleich e Gitem draus mache.

Wo die Alti un die Maud hi sein, des wech Jch ganz genau. Die laafe jeh zu alle Bekannte erum un tromp-ete die Neugigkeit aus. So Weisheit könne ja nir for sich behalte.

Jhne des Rämliche wünschend Mit Rigards Yours

John Ritsch, Esq.

Es sein die Alti un die Maud ge-rudgelimwe — wühnd. Ueberall, wo sie higelimwe sein, for die Reiss ze bringe, da sein die Meyers schon vorher gewese un hawwe des Sittet vun der geheime Verlobung verliindet.

Parlamentarischer Humr.

Das „Neue Wiener Journal“ bringt wieder eine Anzahl Rede-Entgeleisungen österreichischer Abgeordneter. Als die Polen während der Rede eines deutschen Abgeordneten das Parla-mentshaus am Franzensring verlie-ßen, rief ihnen der Redner nach: „Blei-ben Sie hier, meine Herren; was ich zu besprechen habe, geht gerade Sie an, es handelt sich um die galizischen Schweine.“ — Im schlesischen Land-tage meinte ein Abgeordneter: „Das Gosej begünstigt auch hier wieder die Großgrundbesitzer, denn diese sind es, die von der Klauenseuche am meisten gefährdet sind.“ — Der österreichische Abgeordnete Schnabel rief die Staats-gewalt zum Schutze der Schwachen gegen die Starken mit der Begründung an: „damit sie nicht aufgefressen wer-den wie die großen Raubfische.“ — In den österreichischen „Blättern für Stenographie“ finden sich folgende aus neuester Zeit stammende parla-mentarische Redebüchlein: „Wir schö-pfen neue Hoffnung für die bedrängte Bevölkerung aus dem warmen Munde, mit dem der Minister über ihre Lage gesprochen hat.“ — „Der Herr Vor-redner hat sogar in den harmlosen Tauben, deren Zucht nach meinem An-trage gefördert werden soll, ein Haar gefunden.“ — „Die Ziegel- und Pla-stersteine, die die Festheilnehmer da-mals gegen die Fenster geschleudert haben, wollen die Herren heute uns in die Schuhe schieben.“

Fassende Rolle. Fremder: „Haben Sie denn auch eine „tomische Aite“ bei Ihrem En-selmele?“ Schmierendirektor: „Natürlich: Die hat doch gestern Abend den „Franz Moor“ gespielt!“

Die Dame mit dem Todtenkopfe.

Aus dem Leben eines Arztes.

Es war in einer fürmlichen Herbst-nacht des Jahres 1840, als der Diener des berühmten Chirurgen Dieffenbach einer tieferschleierten Dame Einlaß in das Zimmer seines Herrn gewährte. Der Mann sah sich topfschüttelnd die seltsame großgewachsene Gestalt an, die in einer unverständlichen Sprache stammelte und ihren Namen nicht nannte. Zwar war es mitten in der Nacht, aber der menschenfreundliche Operator war immer bereit, un-glücklich zu helfen und so erschien er denn auch sogleich, und fragte dann nach dem Begehre der Dame.

Was nun geschah, geben wir an besten mit den eigenen Worten Dieffenbachs, der den merkwürdigen Vor-fall im vierten Hefte seiner operativen Chirurgie beschreibi, wieder: „Mir gegenüber,“ erzählt der große Chi-rurg, „stand lautlos die schwarzger-schleierte Erscheinung. Sie ängstlich umhüllende Schleierte, stand vor mir, widerwärtig grinsend mit dem Steletzgesichte. Eine dünne rote Haut bedeckte nur düstert die Gesichtstzo-chen. In ihrer Mitte besand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte, und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumen-tzochen und Gaumensegel zerstückt waren, und aus diesem Schenkel Ab-son rath die Zunge heraus, wenn sie reichte.“ Die unteren Augenlider waren un gekempeht und zeigten ihre rothe Oberfläche und vom Oberkiefer-raum war nur ein kleiner zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll um das Loch lagerten sich überall fettenförmige oder dünne, flache, gefrorenen Fenstercheiben ähn-lich sehende feuerrothe Narben. Von diesem großen Mittelloch aus stieg zwi-schen den Augenbrauen eine rothe Knochenwarze, sich über die Mitte der Stirn und zum Haarwuchs ausbreiten-d, in die Höhe.“ Dieffenbach war erschrocken und erschüttert. Dieser un-glücklichen ohne Sprache und ohne Nase stand der sonst so sichere Mann un Winternacht ganz allein gegenüber. Statt einer menschlichen Stimme ent-standen dem Loch im Gesicht nur zischeude unaristitirte Töne. Aber der kluge Mann begriff sofort, was die Unglückliche wollte. Sie führte, da sie sich nur durch Pantomimen aus-drücken konnte und überdies nur po-lnisch unaristitirte Töne. Aber der kluge Mann begriff sofort, was die Unglückliche wollte. Sie führte, da sie sich nur durch Pantomimen aus-drücken konnte und überdies nur po-lnisch unaristitirte Töne.

Dieffenbach's Mittelloch war auf's Höchste erregt. Er ging zu dem berühmten Zahnkünstler Garabelli und bewog ihn, der Unglücklichen ein kunstvolles Gebiß und eine Gaumensegel zu ma-chen, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlicher wurde. Aber die Unermüliche ruhete nicht. Sie folgte Dieffenbach wiederum nach Berlin und lebte ihn auf's Mühndeste darum an, er möchte ihr eine künst-liche Nase schaffen. Dieser Appell an den wissenschaftlichen Ehrgeiz des gro-ßen Operateurs blieb nicht ohne Wir-kung. Es ist einer der größten Triumphe Dieffenbach's, daß er der Dame mit dem Todtenkopfe nicht nur eine künstliche Nase gab, sondern auch die völlige Entstellung ihres Gesichts sogleich hob, daß die Unglückliche wieder unter die Menschen rang, un-verschleiert das Theater besuchte und die Stadt mit dem großen Bewußtsein verlassen konnte, durch ihre unerschüt-terliche Energie dem großen Chirurgen eine Operation abgerungen zu haben, welche, wie er selber gestand, er an-fangs für unmöglich hielt und durch deren Erfolg er sich gehoben und be-lohnt fühlte. Das ist die thatächliche Unterlage der grauenhaften Fabeln der Dame mit dem Todtenkopfe, welche Jahrgelbte durch die Blätter gingen. Dieffenbach's Patientin war ein acht-jähriges Mädchen aus einer pol-nischen Adelsfamilie, welche durch Stropheln in früherer Kindheit zu ihrer Entstellung gekommen war. Nach Dieffenbach's Tode tauchte im Jahre 1847 eine Dame mit dem To-dtenkopfe auf, welche als Sängerin in Russland nicht nur dadurch Aufsehen erregt hatte, daß sie wunderbar schön sang, sondern immer mit einer Gesichtsmaske auf die Bühne trat. Sie war unter dem Namen la mascherata bekannt. Niemand wußte, wer sie war, doch galt sie für den Sprößling einer hohen Adelsfamilie. Ob diese Dame identisch mit der von Dieffen-bach operirten Polin war, läßt sich nicht feststellen.

Lochter: „Nachdem ich meinem Bräutigam das Jawort gegeben, hat er fast eine Viertelstunde kein Wort gesprochen — so glücklich war er!“

Vater: „Er wird im Stillen gerech-net haben!“

Vom altarischen Sport.

Man hört oft die Behauptung, die alten Griechen und besonders die Athe-ner seien schlechte Kavalieristen gewese-n. Richtig ist daran, daß die bergige Landschaft Attikas mit ihren wenigen und kleinen Ebenen die Hofgesellschaft nicht gerade begünstigte. Wer aber den Parthenontempel gesehen hat, der weiß, daß diese athenischen Jünglinge des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, die dem Phidias Modeln sahen, vor-trefflich zu Pferde saßen. Auch andere Angaben sprechen dafür, daß die Athener Freude und Interesse an fa-vallentischem Sport hatten. Auf attischen Vasen sieht man das Schild-stechen abgebildet; zwei nach rechts sprengende Reiter sprengen an einem als Ziel aufgestellten Schild vorbei. Der vordere hat seine Lanze geworfen, ohne den Schild zu treffen, der zweite ist im Begriff, seine Lanze zu entfen-den. Das Spiel war, wie die Dar-stellungen beweisen, allgemein üblich. Der Sieger erhielt den Schild als Preis. Denn um die bloße Ehre kämpften die Griechen auch nicht im-mer. Die Reiten, wo ein einfacher Kranz aus dem Laub der Gotttheit, unter deren Schutz die Spiele standen, als höchste Auszeichnung galt, waren bald vorüber. Später wurden alle Arten von nützlichen und werthvollen Gegenständen als Kampfspreise ver-lichen, und zwar meist die Erzeugnisse der Landschaft, welche die Spiele ab-hielt.

In Argos blühte besonders die Schmiede-Industrie zur Herstellung von Schilten. Also war der vielbe-gehrte dortige Kampfspreis ein Schild. Ebenso gab es Waffen als Preise in Athen, Elis und auf der Insel Keos. Eberne Messer wurden besonders in Cretria angefertigt und dort ebenfalls Preise vertheilt. Berühmt waren die wollenen Mäntel von Pellene. Die beste Wollene für sie war aber, daß der Sieger in den dortigen Wettkämp-fen seinen Siegesmantel stolz in ganz Griechenland zeigte. Die partanischen Jünglinge, die ja nicht verdammt werden durften, erhielten als prakti-schen Siegespreis ein eisernes ge-timmtes Messer, das sie gut gebrau-chen konnten, aber meist, in einen In-schriftenstein eingelassen, den Göttern als Dankopfer darbrachten. Auch die so häufig verlichenen Ehrenpreis-fähigkeiten ja an jedem häuslichen Herd praktisch verwertet werden. Wie in noch späterer Zeit die Sportpreise im-mer praktischer wurden und den mo-dernen Geldpreisen gleichkamen, leht schließlich in anschaulicher Weise eine Münze von Pergamon. Auf ihr ist ein Preisstück abgebildet, der zwei Un-zen mit Palmenzweigen und Laub-fränzen trägt. Unter dem Rische ste-hen aber zwei große Geldbeutel.

Die drei.

Herr Dudmüller rief sich die Hände und lächelte. Dann rief er den Kellner und bestellte sich einen frischen Krug Bier. Denn obwohl Herr Dudmüller, wie gewöhnlich, keinen Hauschlüssel bei sich hatte, und auch die Uhr bereits starr auf die letzte Stunde ging, so dachte er heute doch nicht ans Heim-gehen. Denn drüben am Stammtisch sah ja sein Hausherr und hinten in der Ecke der Kanzleifretär, der in der ersten Etage wohnte. Einer von ihnen blieb sicher noch ein oder zwei Stündchen hocken, es hatte also mit dem Hineintommen in das Haus keine Gefahr, und Herr Dudmüller konnte sich einmal ordentlich eins zugute thun. Und er hatte auch richtig kalkulirt, denn der Hausherr sowohl als auch der Kanzleifretär rührten sich nicht vom Platz. Ja, Herr Dudmüller wäre am Ende sogar froh gewesen, wenn einer der Herren aufgedröhen wäre, denn er war das lange Ausbleiben nicht ge-wöhnt, und das bekannte Blei begann sich ihm nach und nach in die Glieder zu legen. Doch die Herren schienen außerordentlich trinkfeste Leute zu sein, und so ließ sich Herr Dudmüller seinen Krug noch einmal füllen. Ver-hoffentlich spähe er nach dem Kanzlei-fretär hinüber. Der Mann schien eine eiserne Natur zu haben, keine Miene in seinem Gesicht verrieth Mü-digkeit. Dann schweifte sein Blick nach dem Hausherrn — Golt sei Dank, der fing bereits an zu gähnen.

Einer nach dem andern an Dud-müllers Tisch räumte das Feld und bald sah dieser allein. Die Uhr zeigte bereits auf zwei. Der Haus-herr gähnte zwar noch heftiger als zuvor, aber er machte trotzdem keine Anstalten zum Fortgehen, und der Kanzleifretär ließ sich, o Schred, sogar noch einmal einschenken. Herr Dudmüller schügte bloß noch die Angst vor seiner Frau und der kommenden Philippita vor dem gähnlichen Ein-schlafen. Denn, daß es so spät werden würde, hätte er nicht gedacht. Sollte er sich einem der Herren an-vertrauen? Er könnte sich ja damit ausreden, daß er den Hauschlüssel vergessen habe. Aber nein; eine solche Blöthe durfte er sich doch nicht geben, denn niemand hätte ihm das Märlein geglaubt. So harrete er denn geduldig weiter, bis er auf einmal mit der Nase so gewaltig auf den Tisch schlug, daß ihm der Schmerz bis in die Fehen fuhr.

Jetzt gab es kein Halten mehr. Mit einem energischen Rud fuhr Dudmül-ler auf, nahm Hut und Stod und ver-ließ das Lokal. Er mußte eben wohl oder übel die Suppe ausöffeln, die er sich durch seinen Leich-sinn eingebrodht hatte. Dennoch schritt er so langsam als möglich dahin; vielleicht hatten sich

Ein Vielesitiger.

Ein sächsischer Barbier hat, um der drohenden Konkurrenz die Spitze zu bieten, an seinem Laden ein Schild angebracht, auf dem zu lesen steht: „Hier wird für 10 Pfennig dreimal rasirt.“ Ein Kunde kommt, läßt sich rasiren und spricht dann: „So, nun habe ich noch zweimal gut!“ „Ne“, sagt da der Barbier, „das ist nicht der Fall!“ „Ja, aber ich bin doch erst einmal rasirt worden?“ „Ne, ne, mein Herrchen, dreimal!“ Kunde (ganz erstaunt): „Aber wie so denn?“ „Nu, ganz einfach: einmal hab' ich Sie nämlich rasirt, dann sind Sie einmal mit dem Messer und einmal im Gesicht rasirt worden, das macht zu-sammen dreimal!“

die beiden Herren durch sein Beispiel aufmuntern lassen und folgten ihm nach. Und wirklich hörte er, kaum zehn Meter von seinem Haus entfernt, Schritte hinter sich, und als er sich vorsichtig umschle, sah er den Haus-herren Arm in Arm mit dem Kanzlei-fretär dahertommen.

Dudmüller fiel ein Stein vom Her-zen. Er machte fast unmöglich keine Schritte, und just in demselben Mo-mente, als er die Hausthüre erreichte, waren auch die beiden Herren an seiner Seite.

Gegenfeitiges Erstaunen über das zufällige Zusammentreffen Morgens drei Uhr vor der gemeinsamen Behan-dlung und gleichzeitiges geschicktes Re-tiriren des Herrn Dudmüller hinter die Front. Aber gleich wieder hinter die diese auseinander, so daß Herr Dudmüller wiederum in der Vorhut stand.

„Bitte sehr, Herr Dudmüller!“ „Nein, um keinen Preis, Herr Kan-zleifretär, nach Ihnen, wenn ich bit-ten darf!“

„Sie sind zu gültig, aber ich kann nicht zugeben, daß —“

Zehn Minuten lang flogen diese Komplimente hin und her, bis auf ein-mal, wie auf Kommando eine schwall-e Stille eintrat. Keiner sprach das in-haltschwere Wort aus, das den Mann unwiderrüchlich, wenn es auch den wohl-erzogenen Gatten ebel. Aber jeer mußte jeh von dem andern, daß kei-ner den Hauschlüssel hatte. Herr Dudmüller hatte auf den Kanzlei-fretär, dieser auf den Hausherrn und der Hausherr auf Herrn Dud-müller gemartet und am Schluß einer des andern langes Sighndelken in Grund und Boden verwünscht.

Der Hausherr, als der Mutigste, zog endlich, wenn auch jähnelappernd, die Glocke.

Ein probates Haarwuchsmittel.

Aus Weimar wird uns folgendes Ge-schichtchen erzählt: Einem biederen Landwirth im Dorfe Taubach bei Weimar, der im Besitze einer nicht all-zu kleinen Glatze war, empfahl ein Zanglehrer G. aus Weimar folgendes Mittel: Er solle sich Pflanzenwurz auf die Glatze sämieren und sich drei Tage und drei Nächte in den Keller legen, so würden die Haare wieder wachsen. Der Landwirth instruirte darauf seine Frau. Die Frau knüpfte ihrem Manne ein Tuch um die Stirn, damit das Pflanzenwurz nicht in die Augen flos, schmerte ihm dann tüch-tig Mus auf den Kopf, worauf sich der Mann in den Keller legte, wo ihm sein liebes Weib mit Speise und Trant versorgte. Als die Frau am zweiten Tage zu ihrem Garten in den Keller kam, war das Mus durch Ein-wirkung der Kellerrluft geschwimmelt, worauf die Frau voller Freude aus-rief: „Mann, bleib nur noch ein wenig sitzen, die Haare fangen schon an zu wachsen!“ Als der Mann zwei Tage und zwei Nächte im Keller zugebracht hatte, erkrankte er an Lungenent-zündung und muhte drei Wochen das Bett hüten. Der behandelnde Arzt erfuhr von der Geschichte und brachte den Fall zur Anzeige. Der Kanzler wurde vom Schöffengericht in Weimar zu 5 Mark Geldstrafe verurtheilt, in der zweiten Instanz aber freigesprochen.

Das Grab Karls des Großen.

In der letzten Hauptversammlung des Aachener Geschichtsvereins hielt Professor Buchkremer einen Vortrag über die vielumstrittene Stelle des Grabes Karls des Großen im Aache-ner Münster. Nach einer Würdigung der einschlägigen Literatur kam der Vortragende auf Grund eigener An-tersuchungen zu folgendem Schluß: Karl der Große ist am 28. Januar 814 in dem sogenannten Prosopina-Ge-topphag im südlichen obern Pies-lerothet im Ungang des Othogons unter der Erde zur Ruhe bestattet worden. Auf das Grab wurde ein breiter Steinblock in der Länge des Sarkophags mit einer den Begabenen be-ziehenden Inschrift gesetzt. Darüber wurde ein nach außen vierediger Steinbogen angebracht, dessen innerer Fläche auf goldenem Grunde das Bild des Kaisers zeigte. Beim Einbruch der Normannen wurde zum Schutze des Grabes der dieses kenntlich ma-chende Oberbau vernichtet und der Bodendelag geobnet. Otto III. suchte und fand das Grab, ließ es jedoch wieder schließen. Friedrich Barbarossa, der 1165 das Grab öffnete, ent-nahm ihm die Gebeine, ließ diese in den Karls-Schrein legen und den Sarkophag als Denksteine aufstellen. Dieser war durch Jahrhunderte vor-handen, bis er aus unbelannten Grün-den entfernt wurde.

Ein Vielesitiger.

Ein sächsischer Barbier hat, um der drohenden Konkurrenz die Spitze zu bieten, an seinem Laden ein Schild angebracht, auf dem zu lesen steht: „Hier wird für 10 Pfennig dreimal rasirt.“ Ein Kunde kommt, läßt sich rasiren und spricht dann: „So, nun habe ich noch zweimal gut!“ „Ne“, sagt da der Barbier, „das ist nicht der Fall!“ „Ja, aber ich bin doch erst einmal rasirt worden?“ „Ne, ne, mein Herrchen, dreimal!“ Kunde (ganz erstaunt): „Aber wie so denn?“ „Nu, ganz einfach: einmal hab' ich Sie nämlich rasirt, dann sind Sie einmal mit dem Messer und einmal im Gesicht rasirt worden, das macht zu-sammen dreimal!“

Annunc. Hinder Stenograph als Sekretär gesucht. Dasselbst auch ein alter Sekre-tär mit zweiundzwanzig Schublader zu verkaufen.

Ultima ratio. Mann (zu seiner Frau, die eben im Begriffe ist, mit ihrer Tochter in's Bad zu reisen): „Das sag' ich Dir schon, Elise: Wenn sich unsere Tochter-heuer im Bade nicht verlobt, dann bist Du zum letzten Male krank gewesen!“

Aus dem Gerichtssaale. Richter (zum Angeklagten): „... Also leugnen Sie nicht länger und legen Sie ein reumüthiges Geständniß ab!“ Angeklagter (zu seinem Vertheidiger): „Was glauben's, Herr Doktor, sollen mer ihm die Freud' machen?“

Reu! Er: „Unsere Verlobung, liebe Ver-tka, sollte doch geheim bleiben, und jetzt erzählt man sich schon die Sache in der ganzen Stadt!“ Sie: „Gewiß — aber doch nur als strengstes Geheimniß!“

Heimgesahlt. „Ihre Ohren, Herr Karl, werden aber jeden Tag größer!“ „So? Ich glaube, meine Ohren un Ihr Verstand, das gab' einen fa-nosen Fall!“

Wilderer Auswand. Richter (zum Einbrecher): „Sie ha-ben sich also auch an dem Kassen-Diebstahl mit betheiliget?“ „Nein, Herr Richter, ich hab' bloß dazu geleuchtet.“

Vom Ackerbau. Unteroffizier (zu einem etwas fleiß-keimigen Rekruten): „Mensch, Sie ha-ben Ihren Beruf verfehlt. Sie hätten müssen — Beschlinge werden!“

Am Theater. Ritter Kuno von Raubburghausen (in Erlase): „Hal' krümmt sich nicht der Zeit, wenn man ihn wurtmt! — (sich verbessernd): „Hal' tritt sich nicht der Wurm, wenn man ihn krümmt, — wurtmt sich nicht der Krümmt, wenn man ihn tritt, — krümmt sich nicht der Wurm, — ha, — wurtmt sich nicht der Wurm — wurtmt — wurtmt — (stürzt ab.)“

Nach ärger. „Mit meiner Frau ist es ein Kreuz! Die ist so unglücklich, daß sie mich jedes-mal in der Nacht aufweckt, wenn sie im Hause ein Geräusch höret. Nun hab' ich sie belehrt, daß Einbrecher jedes Geräusch vermeiden!“

„Hat das geholt?“ „Jeh ist's noch ärger — jeh wußt sie mich jedesmal, wenn sie kein Ge-räusch hört!“

Blasir. Luftschiffer (hoch in den Lüften): „Ein Gemitter zieht herauf — wenn jeh der Biß in den Ballon einschlä-ge!“

Misfahrende Dame: „Na, das wäre doch 'mal 'was Anders!“

Melitias. Junger Dichter: „Denken Sie sich, mein Stidk ist ausgepiffen worden! Wenn ich mich nur an dem Publikum rächen könnte!“

Kritiker: „Schreiben Sie noch ein Stidk!“

Rebentrumpf. „Mein Junge hat Otern eine Prä-mie von 20 Mark gefriegt.“ „Das ist 'ne rechte Lumprei. Auf meiner hatten sie schon mal eine Prä-mie von 2000 Mark gefest.“

Die Entwicklung des Aachenmüers. Frei nach Darwin.

